

*Michael Beintker*

## **Von der kirchlichen Partnerschaft zur partnerschaftlichen Kirche. Einige Gedanken für die evangelische Kirche im Norden**

Vortrag, gehalten am 28. Februar 2009 auf dem Begegnungstag für Synodale  
der Landessynoden der Mecklenburgischen, Pommerschen und Nordelbischen Evangelischen Kirche  
im Dom zu Lübeck

Liebe Synodale aus Mecklenburg, aus Nordelbien und aus Pommern,  
sehr geehrte Präsidien, sehr geehrte Bischöfinnen und Bischöfe,  
meine Damen und Herren,

quer durch das heutige Ostseebad Ahrenshoop zwischen dem Fischland und dem Darß verlief einst die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern. Man findet mitten in Ahrenshoop einen Weg, der immer noch „Grenzweg“ heißt, und auf den Wiesen vor dem Ort kann sogar ein „historischer Grenzpfahl“ besichtigt werden. Der des Weges kommende Wanderer fragt sich unwillkürlich, wie wohl diese Grenze zwischen dem stolzen Herzogtum und der schwedischen oder preußischen Provinz bewacht gewesen sein mag, wie die Kuh, die sich ins Herzogtum Mecklenburg verirrt haben mag, wieder nach Pommern gelangte, und ob es hier wohl auch Zoll und Schmuggel gegeben habe. Und er freut sich über das ansehnliche Ahrenshoop, dessen Bebauung auf den Grenzverlauf nicht die geringste Rücksicht nahm und dessen Einwohner heute zum Bundesland Mecklenburg-Vorpommern gehören.

Aber dann könnte er doch stutzig werden. Wer wie ich vor knapp einem Jahr dort gewandert ist, wird auf der Südseite der ehemaligen Grenze, also noch in Ahrenshoop und erst recht am Bodden im Ortsteil Althagen in nicht wenigen Vorgärten immer wieder Fahnen bemerkt haben. Auf blau-gelb-rottem Grund trugen sie den gekrönten Stierkopf und wehten stolz im Wind. Auch wenn man nicht sehr flaggenkundig war, ahnte man, dass es sich um die Landesflagge von Mecklenburg handeln musste. Beherzt habe ich einen in seinem Garten werkelnden Mann nach dem Sinn der Beflaggung gefragt. „Jo“, sagte er, „jo, wir sien de Mecklenburger, und de da dröven sien de Pommern, dat sien anner Lüüt.“ Das hier ist Mecklenburg. Pommern ist anders und die Pommern sind anders: ein zählebiges Grenzbewusstsein und ein markantes Identitätsgefühl schienen sich hier in Steinwurfsentfernung behaupten zu wollen. Aber vielleicht war es ja auch nur Folklore, nur ein liebevoll gepflegter Erinnerungsrest, der nicht verhindern konnte, dass am Abend die einen mit den anderen fröhlich den nächsten Stammtisch teilen würden.

Als historisch interessierter Mensch, der von den Grenzziehungen des Wiener Kongresses eine gewisse Vorstellung hat, habe mich dann gefragt, wo wohl an diesem Ort die exakte Grenze zwischen der Pommerschen Evangelischen Kirche und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs heute gezogen wird. Hoffentlich hat man hier ein wenig begradigt und ausgeglichen und lässt sie nicht einfach auf der alten Grenzmarkierung zwischen dem Herzogtum und der schwedischen bzw. preußischen Provinz laufen. Denn sonst würde der „Grenzweg“ in Ahrenshoop das zuständige Finanzamt vor erhebliche Pro-

bleme stellen: die Kirchensteuern rechts des Weges würden der Pommerschen Kirche, diejenigen links des Weges der Mecklenburgischen Kirche zu überweisen sein. Auf jeden Fall gehört die Ahrenshooper Kirchengemeinde mit ihrer schönen Schifferkirche nach Pommern, während sich die neugotische Backsteinkirche in Ostseebad Wustrow mit ihrem das ganze Fischland markierenden spitzen Turm – man kann sie von Ahrenshoop aus gut zu Fuß erreichen – gleichsam als evangelisch-lutherischer Vorposten ins unierte Pommern vorschiebt. Auf der Internet-Seite der Kirchengemeinde in Wustrow wird schon im ersten Satz hervorgehoben: „Die Kirchengemeinde Wustrow ist eine kleine Gemeinde auf dem Fischland an der Grenze zur Pommerschen Landeskirche.“

„... an der Grenze zur Pommerschen Landeskirche“: Ich stelle mir neugierige Urlauber vor, etwa aus dem entkirchlichten Berlin oder dem hanseatisch-weltmännischen Hamburg, und frage mich, wie sie einen solchen Satz wohl lesen und zu enträtseln versuchen würden. Meldet doch sogar meine Frau, die aktiv in unserer örtlichen Kirchengemeinde mitarbeitet und mit kirchlichen Lebensformen einigermaßen vertraut ist, erheblichen Klärungsbedarf an, wenn es um Landeskirchengrenzen, landeskirchliche Profile und kirchlich beschworene landschaftliche Identitäten geht. Darin sieht sie sich wahrscheinlich von den katholischen Christen bestärkt, in deren Münsterländische Welt wir vor vielen Jahren eingetaucht sind. Unsere neuen Nachbarn und Mitbürger lieben zwar ihr Münsterland, ja sogar ihre Kleinstadt oder ihr Dorf und die dazugehörigen Radwege, aber zugleich denken sie in globalen Dimensionen: ihre Kirche ist keine Landeskirche, sondern eine Weltkirche, ihre Identität ist katholisch, auf deutsch: weltumspannend.

Es war gewiss nicht gerade ein Vorzug, dass die Reformation der christlichen Kirche an die regionalen Gliederungen der damaligen Herrschaften gebunden war, zumal hier in Deutschland. Wir wissen, dass es einen anderen Weg zur Erneuerung der Kirche im Geist des Evangeliums nicht gegeben hat. Aber die Mitgift dieses Weges ist die kleinterritoriale Bindung der Kirche. Diese Mitgift ist zwiespältig. Kein Mensch lebt ohne solche Bindungen. Man nennt das auch Heimat. Und heimatliche Bindungen sind wertvoll. Wenn jedoch die Bindung fixiert wird, kann sie zu einer Fessel werden. Heimat verwandelt sich dann in Provinzialität. Die Katholizität – die weltumspannende Zugehörigkeit zur einen Kirche Jesu Christi – gerät in den Schatten der lokalen Kirchtürme und Kirchentümer oder wird einfach den katholischen Christen überlassen, die bei Lichte besehen eigentlich *römisch-katholisch* sind, während es uns bezeichnenderweise merkwürdig vorkommt, uns als *evangelisch-katholisch* anreden zu lassen, obwohl das theologisch völlig korrekt wäre und auch im dritten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses deutlich angesprochen wird: als Glaube an die „sancta ecclesia catholica“, etwas mühsam übersetzt: die „heilige, allgemeine, christliche Kirche“.

\*\*\*\*\*

Und nun stehen Ihre Landeskirchen, liebe Synodale, vor dem Zusammenschluss – werden sie sich voraussichtlich zur Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland vereinigen. Wenn der Fusionsvertrag allgemeine Zustimmung findet und mit den erforderlichen Mehrheiten ratifiziert werden kann, wird es im Jahr 2012 eine einzige evangelische Landeskirche nördlich der Elbe und im gesamten deutschen Ostseeraum geben. Das ist aufregend. Obwohl die nordelbische Kirche bereits über ein gerütteltes Maß an Fusionserfahrungen verfügt, werden sich alle wie auf einem Weg in ein neues Land fühlen. Obwohl Gemeinden und Kirchenkreise durch langjährige kirchliche Partnerschaften verbunden sind – Partnerschaften, die da-

mals stärker gewesen sind als Ulbrichts und Honeckers minenbewehrtes Grenzregime – kommen auch die Verschiedenheiten zwischen den einen und den anderen zum Vorschein und wollen beachtet werden. Und obwohl es viele gute Gründe für den Zusammenschluss gibt – und seien es nur die Menschen, die nicht einmal mehr die Namensunterschiede der einzelnen Landeskirchen in Norddeutschland verstehen –, meldet sich auch immer wieder die Frage, was man verliert und was man gewinnt.

Der Vorgang ist aufregend. Das hängt damit zusammen, dass neue Wege beschritten werden müssen und wir noch nicht wissen, wie es ist, wenn wir angekommen sein werden. In einer solchen Situation ist es verständlich, dass Befürchtungen geäußert werden und dass die Hindernisse, die man zu sehen glaubt, in den Vordergrund rücken. Und da eine Kirche aus Menschen besteht, wird dann höchst menschlich gefragt: Wo bleiben *wir*? Was haben *wir* davon? Wie kommen *unsere* Interessen zur Geltung? Die für das evangelische Kirchesein vergleichsweise nebensächliche Ansiedlung von Bischofssitzen löst plötzlich hochbrisante Debatten aus. Der Wert landeskirchlicher Identität erlangt ungewollt fast den Rang eines Bekenntnisprinzips und wird mit Entschlossenheit verteidigt. Man vernimmt sogar SOS-Rufe angesichts des befürchteten Untergangs einer Landeskirche und sieht sie wie einen leck geschlagenen Tanker schon in den Tiefen des Fusionsmeeres versinken.

Mit all diesen Befürchtungen muss man geduldig umgehen und sie zu entkräften versuchen. Der zu beschreitende Weg soll ein *gemeinsamer* Weg sein. Polarisierungen sind wahrhaftig nicht hilfreich, weil sie unnötig an den Kräften zehren, die man braucht. Man muss freilich auch erkennen wollen, dass Landeskirchen in theologischer Hinsicht etwas Vergängliches sind, nicht für die Ewigkeit gebaut. Das Wort aus dem Hebräerbrief „Hier haben wir keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hb 13,14) gilt auch hier. Vielleicht soll an ihrem Dasein ablesbar sein, wie beständig Provisorien sein können und wie gerade Provisorien uns ans Herz wachsen. Denn Landeskirchen sind wiederum auch eine elementare Lebensform der Kirche Jesu Christi, die nicht neben der geschichtlichen Wirklichkeit des menschlichen Zusammenseins, sondern *in* derselben existiert.

Die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen hat in These III die christliche Kirche als „die Gemeinde von Brüdern [und Schwestern]“ definiert, „in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt“. Das ist eine sehr entlastende Aussage. Sie besagt nämlich, dass die Kirche immer dort ist, wo Jesus Christus in Wort und Sakrament gegenwärtig handelt. Und die Kirche soll „bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte“. Hier wird in höchster Aufmerksamkeit auf Jesus Christus als den Ursprung und Grund der Kirche geblickt. „...allein sein Eigentum“, „allein von seinem Trost und von seiner Weisung ... leben“ – das sind die elementaren Lebensprinzipien des Christseins und der Kirche überhaupt. Es gibt vieles andere, was man hier ergänzend hinzufügen möchte und was die kirchliche Arbeit prägen und erfüllen kann. Aber wenn dieses *eine* fehlt, dann ist alles andere nichts, dann ist man nicht Kirche, sondern tut nur so und spielt sich Kirche gewissermaßen vor – so jedenfalls die Barmer Theologische Erklärung.

Obwohl vor nun fast 75 Jahren in Barmen Synodale aus fast allen deutschen Landeskirchen zusammengekommen waren, fehlt dem in den Thesen zum Ausdruck gebrachten Verständnis von Kirche ein ausdrücklicher Bezug auf die landeskirchliche Perspektive. Es gibt Kirche, und es gibt Gemeinde. Das primäre Feld christlicher Beheimatung ist offenbar nicht die Landeskirche, sondern die Gemeinde. Und die ganze Kirche wird wiederum als Gemeinde von Brüdern und Schwestern definiert, die sich von Jesus Christus getröstet und beansprucht

wissen. Wo Jesus Christus kommt, tritt das Lokalkolorit plötzlich in den Hintergrund. Da sind alle „einer in Christus“ (vgl. Gal 3,28). Das Urbild dieser Erfahrung manifestiert sich in der von Lukas erzählten Geschichte vom Jerusalemer Pfingstfest (Apg 2), wo sich die Menschen im Geist plötzlich verstehen, und, obwohl sie aus den verschiedensten Ländern der damaligen Welt kommen und die unterschiedlichsten Sprachen und Dialekte sprechen, nun eine von tiefem Vertrauen erfüllte Kommunikationsgemeinschaft bilden. Eine solche Erfahrung wird auch in der Präambel der Barmer Theologischen Erklärung hörbar, in der die „Vertreter lutherischer, reformierter und unierter Kirchen, freier Synoden, Kirchentage und Gemeindekreise“ erklären: „Uns fügt ... zusammen das Bekenntnis zu dem einen Herrn der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche.“

Diese Erfahrung will nun auch im Zusammenschluss der Kirchen des Nordens zum Zuge kommen. Ihr Zusammenschluss will zuallererst *theologisch* und *geistlich* verstanden sein, bevor man ihn dann auch organisationssoziologisch, kulturgeographisch oder verwaltungstechnisch deutet. Denn was geschieht hier eigentlich? Menschen, die in Jesus Christus immer schon zusammengefügt sind, entsprechen diesem Zusammengefügtsein, indem sie nun auch nach einer neuen Kirchwerdung ihrer bisherigen Kirchengebiete Ausschau halten. Sie bringen ein Stück mehr gelebte evangelische Universalität oder Katholizität in die Lebenswelten des Nordens, sie wollen eben nicht nur kirchliche Partnerschaften erfahren, die bei Bedarf den Rückzug in den jeweiligen kirchlichen Kleinstaat gestatten, sondern sie wollen die Einheit des Leibes Christi, in der sie auf geistliche Weise als getaufte Christenmenschen immer schon verwurzelt sind, in einer partnerschaftlichen Kirche zum Ausdruck bringen. Wenn in diesem Zusammenhang gerne von Synergien gesprochen wird, sollte nicht übersehen werden, dass die entscheidende Synergie einer Kirche die Synergie mit ihrem Herrn, also die *Christo-synergie* ist. Wenn diese Platz greifen und ihren Segen entfalten kann, ist eine Kirchenfusion schon gerechtfertigt, bevor man überhaupt anfängt, an die organisatorische Detailarbeit zu gehen.

Der Heilige Geist ist freilich nicht gegen das Lokalkolorit und auch nicht gegen die Vielfalt. Seine Präsenz ist immer ganz konkret. So darf auch geschwärmt werden – geschwärmt von der erfrischenden Schönheit der Meerlandschaften, von den Traditionen der Hanse, von Backstein und Backfisch, von Kuttern und Containern, von Hiddensee und von Sylt, von der Müritz und vom Plöner See, von den Wäldern Mecklenburgs und vom Wattenmeer Schlesiens-Holsteins, von der Kultur norddeutscher Musiksommer, von den berühmten Universitäten des Nordens, von den Menschen, die hier leben, wie von den Menschen, die hier Erholung suchen, und natürlich auch vom Lübecker Marzipan. Sogar von Landeskirchen und ihren Behörden darf man schwärmen, wenn diese denn zum Schwärmen sind.

Aber vielleicht braucht man an dieser Stelle auch nicht zu schwärmen. Denn Landeskirchen sind etwas Pragmatisches und Praktisches; es sind Organisationsräume kirchlicher Gestaltung, die dazu da sind, dass in ihnen und durch sie die Kirche Jesu Christi konkret und lebensweltbezogen in Erscheinung tritt. Insofern ist es erlaubt und mitunter sogar geboten, landeskirchliche Grenzen zu verändern und ihre Konstellationen im Interesse von Zeugnis und Dienst neu zu ordnen. Die geglaubte Kirche Jesu Christi ist heilig, die Landeskirchen als historisch zufällige und zeitlich befristete Gebilde sind es ganz gewiss nicht. Wir sollten es auf jeden Fall vermeiden, sie nachträglich heilig zu sprechen, weil wir sie dann dem Freiheitsermessens vernünftiger Gestaltung und Gestaltbarkeit entziehen würden. Ein wichtiges Signal des Zusammenwachsens zur evangelischen Kirche im Norden besteht zweifellos darin, den Gliedkirchen der EKD zu verdeutlichen, dass man sich hier im Raum des Freiheitsermessens und gestaltbarer kirchlicher Strukturen bewegt. Das Landeskirchentum ist eine bedeuten-

de Organisationsform des deutschen Protestantismus und kann ganz gewiss beachtliche geschichtliche Erfahrungen für sich ins Feld führen. Wer selbstkritisch ist, wird freilich auch die Problemzonen des Landeskirchentums, vor allem den Zugzwang zu einem eigentümlichen Provinzpatriotismus und zu einer Eigenbrötelei, die auch noch auf sich stolz ist, nicht übersehen wollen. Auf jeden Fall gehört das Landeskirchentum eindeutig nicht zu den sogenannten „notae ecclesiae“, zu den unverzichtbaren Erkennungsmerkmalen der evangelischen Kirche, und deshalb braucht auch niemand den Bekenntnisstatus ausrufen, wenn hier etwas verändert wird.

\*\*\*\*\*

Aufregend sei diese Fusion auch deshalb, so kann man lesen, weil hier nicht nur regionale Identitäten, sondern auch die Lebenswelten des östlichen und die des westlichen Deutschlands zusammenkommen. Und mit den Lebenswelten würden nicht nur unterschiedliche Lebensgewohnheiten und Mentalitäten, sondern auch unterschiedliche Kulturen zusammentreffen. Und das sei eine echte Chance, weil die im Entstehen begriffene Nordkirche auf diese Weise eine Brückenfunktion wahrnehme und einen wichtigen Beitrag zur Überwindung der Spätfolgen der deutschen Teilung leisten könne.

An dieser Stelle darf ich etwas persönlicher werden. Da mein eigener Lebenslauf zwischen den beiden Teilen Deutschlands hin- und herläuft, habe ich bei allem Verständnis auch meine Schwierigkeiten mit solchen Argumenten. Als einer, der den einen kein richtiger „Ossi“ und den anderen kein richtiger „Wessi“ und auch ganz gewiss kein zwitteriger „Wossi“ zu sein scheint, komme ich mir nämlich deplaziert vor, wenn ich solche Sätze höre. Natürlich lässt sich nicht leugnen, dass unterschiedliche biographische Konstellationen auch zu Polarisierungen, Fraktionierungen und geschärften Identitätszuschreibungen taugen. Mir sind tatsächlich schon Leute begegnet, die mich erst ernstnahmen, als ich ihnen glaubhaft versichert hatte, dass ich zwölf lange Jahre Trabant gefahren sei und sogar den Keilriemen dieses Gefährts wechseln könne. Aber wo liegt das Problem? Solange wir uns unsere unterschiedlichen Biographien nicht zum Vorwurf oder gar zu Instrumenten der Abgrenzung werden lassen, ist doch alles völlig normal. Ohne Unterschiede, ohne Verschiedenheiten, ohne Diskrepanzen würde doch alles nur steril und monoton sein. Unsere Verschiedenheiten sind ein nicht hoch genug zu schätzender Reichtum, und eine Kirche, in der man es versteht, die Verschiedenheiten als Charismen wahrzunehmen und mit ihnen konstruktiv (früher hätte man dazu gesagt: erbaulich) umzugehen, ist richtig reich.

Das wird wohl auch gemeint sein, wenn die Brückenfunktion der neuen Nordkirche herausgehoben wird. Man sollte es dann freilich auch so klar ausdrücken. Die eingangs geschilderte Szene am Gartenzaun in Ahrenshoop macht hinlänglich deutlich, dass es im Norden trotz aller nördlichen Identität noch ganz andere und vermutlich viel tiefer sitzende (und keineswegs nur charismatisch nutzbare) Verschiedenheiten gibt. Wer sich im Schleswig-Holstein-Express mit einem Flensburger über die Hamburger unterhält, wird das sofort verstehen. Und wer mit einem PI-Kennzeichen arglos durch Hamburg fährt, kann bisweilen auch das Staunen kriegen, wie sich manche Pinneberger und Hamburger Karossen beim Spurwechsel verhalten.

Verschiedenheiten sind ein Reichtum. Es gibt nun freilich auch Verschiedenheiten, denen etwas Beklemmendes anhaftet. Schon die sehr ungleichen Mitgliederzahlen der zusammengehenden Kirchen scheinen darauf hinzuweisen. In den westlichen Landeskirchen konnten sich bis zum heutigen Tage volksskirchliche Verhältnisse behaupten, während die öst-

lichen Landeskirchen im Laufe der letzten Jahrzehnte die große Mehrheit ihrer Mitglieder verloren haben. Diese Kirchen werden zwar in der Öffentlichkeit wahrgenommen und spielen nach wie vor eine nicht unwichtige Rolle im öffentlichen Bewusstsein, aber die erlittene personelle Auszehrung und die offensichtliche Resistenz großer Bevölkerungsteile gegenüber dem Evangelium setzt erhebliche Mutpotentiale voraus, wenn man nicht verzagen will. Es weiß auch niemand so recht, wie dieser Prozess gestoppt und möglicherweise sogar umgedreht werden kann. Hier hat man es in der Tat mit einer bedrückenden Folge der deutschen Teilung zu tun. Ja, es kann einen der Gedanke beschleichen, dass sich die Verwüstungen, die der real existierende Sozialismus auf wirtschaftlichem Gebiet angerichtet hat, neben den Verwüstungen, die er auf weltanschaulichem Gebiet hinterlassen hat, noch vergleichsweise harmlos ausnehmen.

So haben wir uns auf jeden Fall auf sehr verschiedene Zeugniswelten einzustellen. Die Gemeindegemeinschaft in einem entkirchlichten Dorf sieht einfach anders aus als die Gemeindegemeinschaft in einer Region, deren Menschen in religiöser Hinsicht aufgeschlossen geblieben sind. In einer Hamburger City-Kirche wird man die Menschen anders ansprechen als in einer Schweriner Vorstadtgemeinde. Die jeweiligen Lebenszusammenhänge werden ganz unterschiedliche Arbeitsweisen fordern, denn das Evangelium will zu den Menschen kommen, es ist die „Botschaft von der freien Gnade Gottes“, die die Kirche nach der VI. Barmer These „an *alles* Volk“ auszurichten hat.

Aber gerade dann können die unterschiedlichen Erfahrungen füreinander fruchtbar werden. Sagen wir es einmal so: Die Zeugniswelt Ost scheint den Vorzug zu haben, dass sich die kirchliche Arbeit in einem früher unbekanntem Umfang in die Elementarisierung des Christentums einüben muss. Wer die dort lebenden Menschen wieder für das Evangelium gewinnen möchte, muss sich auf das ABC des Glaubens besinnen und in einem ganz elementaren Sinne missionarischen Gemeindeaufbau betreiben. Das beginnt auf jeden Fall mit der Bitte um den Heiligen Geist und der Zuwendung zu den Menschen mit ihren Problemen und Nöten. Man muss einladend zu sein und für die Mitteilung des Glaubens Ausdrucksformen finden, die auch von den Menschen, die der Kirche ferngerückt sind, verstanden werden.

Hier wird sofort die Gegenfrage kommen: Besteht nicht genau darin auch die Aufgabe der Zeugniswelt West? Richtig, kann man dann nur sagen – es gibt nämlich auch in der Zeugniswelt West längst keine volkshirchlichen Polster mehr, auf denen es sich entspannt ruhen ließe. Der Wind, der den Kirchen ins Gesicht bläst, ist rauher geworden, und wenn man den Dingen ihren Lauf lassen würde, würde die stetig voranschreitende Erosion der Volkskirche schwerlich einen Bogen um den Dom zu Lübeck oder den Hamburger Michel machen. Auch hier muss um den Heiligen Geist gebetet und auch hier müssen neue Wege des Evangeliums zu den Menschen erschlossen werden. Die Zeugniswelt des Westens, die an diesem sensiblen Punkt nicht selten für mancherlei Betriebsblindheit und Ausweichmanöver empfänglich ist, braucht den Elementarisierungszwang der Zeugniswelt des Ostens.

Die Zeugniswelt des Westens scheint freilich den Vorzug zu haben, sich immer noch auf die tradierten kulturellen und kirchlichen Lebensformen stützen zu können. Wenn man es geschickt macht und auch ein wenig Glück hat, kann man ein routiniertes Verhältnis zur gesellschaftlichen Öffentlichkeit pflegen und mit ihr in einer Weise kommunizieren, dass Kunst und Philosophie, Literatur und Musik zu elektrisierenden Medien für die Vergegenwärtigung des Evangeliums werden. So gesehen wird die Alternative zwischen Kulturräum und Kirchenraum hinfällig, beginnen Kirchenräume als Kulturräume und Kulturräume als Kirchenräume zu sprechen. Dann können sogar die berühmten roten Backsteine predigen – gleichgültig, ob sie zu einer Kirche oder zu einer Hafenanlage gehören.

Auch hier hören wir sofort die Gegenfrage: Wird das nicht auch für die Zeugniswelt Ost gelten? Wird hier nicht längst in der beschriebenen Weise mit der gesellschaftlichen Öffentlichkeit kommuniziert? Richtig, kann man auch dann nur sagen, auch die Marienkirche in Stralsund, die Sankt Bartholomäekirche in Demmin oder die Seemannskirche in Prerow können Kulturräume sein, gerade weil sie Kirchenräume sind. Ja, in der Zeugniswelt Ost muss man erst recht darauf bedacht sein, dass auch die Backsteine laut die Herrlichkeit des Herrn loben, damit es dort mehr Menschen gibt, die in das Lob des Herrn einstimmen.

Das Charisma der Elementarisierung im Glauben und das Charisma der Kommunikation des Evangeliums durch die Kultur bilden Kernaufgaben einer Kirche, die sich in der Nachfolge Jesu Christi auf dem Weg durch das 21. Jahrhundert befindet. Sowohl in der Zeugniswelt Ost als auch in der Zeugniswelt West sind beide Charismen vorhanden. Aber wie alle Charismen der Kirche sind sie deutlich ausbaufähig. Die einen sollten sich als Anwälte der Elementarisierung, die anderen als Anwälte der kulturbezogenen Kommunikation des Evangeliums verstehen. Am besten wäre es, wenn sich diese Anwaltschaften kreuz und quer über die ganze evangelische Kirche im Norden verteilen würden, ja wenn sich beide Anwaltschaften in ein- und derselben Region, in ein- und derselben Gemeinde und sogar in ein- und derselben Person wiederfinden würden. Auf diese Weise würde die evangelische Kirche im Norden zu einer Kirche des Aufbruchs, die man nicht nur wegen ihrer herrlichen Urlaubsgebiete, sondern auch wegen ihrer wachsenden Gemeinden schätzen wird.

Der Dichter Reiner Kunze, auch ein ost-westlicher Zeitgenosse, hat im Jahr 1968 – damals galt die gerade 19-jährige DDR vielen noch als ewig – das Gedicht „Jugend in den Pfarrgarten“ geschrieben. Es lautet:

Christus fährt nicht gen himmel  
im rauch der rostbratwürste die  
der pfarrer brät (der rauch aber zeigt  
den weg)

Man kann von der Kirche erwarten, dass sie in Christi Namen das Himmelreich verkündigt und zeigen kann, wie man dorthin kommt. Aber die Kirche braucht genauso Menschen, die sich auf das gekonnte Braten von Rostbratwürsten verstehen. Bisweilen gehört die Kultur – mit Verlaub – eher auf die Seite der Rostbratwürste, während die Wegweiser dort vermutet werden dürfen, wo sachkundig elementarisiert wird. Aber auch der Rauch der Rostbratwürste kann den Weg weisen. Will sagen: Wer für Literatur, Musik oder Kunst keine Muße findet, soll es wenigstens mit Rostbratwürsten im Pfarrgarten versuchen.

\*\*\*\*\*

Was kann eigentlich die Christenheit in Europa von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland erwarten, zumal die evangelische Christenheit? Vermutlich ist diese Frage bei den bisherigen Schritten zur Fusion nur am Rande aufgetaucht, denn es liegt in der Natur von Vereinigungen, dass die sich zusammenschließenden Partner vor allem mit sich selbst und mit dem anderen Partner beschäftigt sind. Es lohnt sich freilich, gerade auch dann den Blick zu weiten und sich und das Fusionsergebnis einmal von außen anzusehen oder ansehen zu lassen.

Ich möchte die evangelische Kirche im Norden jedenfalls auch von außen betrachten, aus dem Blickwinkel der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Europa, kurz GEKE

oder CPCE, wie die Leuenberger Kirchengemeinschaft seit 2003 heißt. Hier ist „außen“ übrigens auch wieder „innen“, denn die drei nördlichen Landeskirchen gehören von Anfang an dieser Kirchengemeinschaft an und arbeiten aktiv in ihr mit.

Seit der Jahrtausendwende ist hier einiges in Bewegung geraten. Es hat sich gezeigt, dass die evangelischen Kirchen in Europa viel enger zusammenarbeiten müssen, wenn sie auf den politischen und gesellschaftlichen Ebenen des immer enger zusammenwachsenden Europas wahrgenommen werden wollen. Man braucht – um nur ein Beispiel zu nennen – im politischen Europa eine gemeinsame Adresse und aufeinander abgestimmte Strategien, niemand kann von den Politikern in Straßburg und Brüssel erwarten, dass sie bei kirchlichen Angelegenheiten bei jeder der über 100 evangelischen Kirchen Europas einzeln nachfragen. Hier müssen die Kräfte so koordiniert und gebündelt werden, dass die Europäer die Kirchen der Reformation wahrnehmen und erkennen können. Einzelne Landeskirchen werden da kaum etwas ausrichten können, obwohl die Beschlüsse in Brüssel und Straßburg sehr wohl auch Auswirkungen für sie und ihre Arbeit haben können. Daher wird seit der Vollversammlung in Belfast (2001) davon gesprochen, dass die evangelische Stimme in Europa gestärkt werden soll. Das hat freilich zur Voraussetzung, dass vor allem und zuerst die Stimme des Evangeliums in Europa gestärkt wird. Ob die evangelische Stimme in Europa gehört wird, hängt wesentlich davon ab, wie die Stimme des Evangeliums in Europa gehört werden kann. Auch dafür kann man leichter gemeinsam als in der Vereinzelung sorgen.

Aus diesem Blickwinkel würde der Zusammenschluss zur evangelischen Kirche im Norden ein ganz erheblicher Beitrag zur Stimmstärkung sein. Denn in den bisher drei Kirchen schlummern Potentiale, die sie zusammen ganz anders zur Entfaltung bringen können, als wenn sie – jede für sich bleibend – nach ihrem individuellen Beitrag für die evangelische Christenheit in Europa fragen würde. Es liegt nahe, hier zuerst an die Kirchen im Ostseeraum zu denken. Alle drei Kirchen bringen hier konkrete Erfahrungen mit. Die besondere Verbundenheit mit den Kirchen in Skandinavien gehört schon aus geschichtlichen Gründen zu einer gewachsenen Erfahrung der Pommerschen Kirche. Auch die Mecklenburger Kirche war schon lange vor 1989 an guten Beziehungen zu den Lutheranern Skandinaviens interessiert. Die Nordelbische Kirche, die sich sowohl atlantisch als auch baltisch orientieren kann, schätzt ebenfalls die kirchliche Zusammenarbeit unter maritimen Horizonten. Dazu kommt hier auch noch die natürliche Verbindung zu den dänischen Nachbarn im Norden. Nach 1989 konnten in allen drei Kirchen auch die Beziehungen zu den evangelischen Kirchen in Estland, Lettland und Litauen intensiviert und ausgebaut werden. Und auch die evangelischen Gemeinden in Stettin, Zoppot oder Königsberg sind greifbar nahe gerückt.

Die Voraussetzung für die engere Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen an der Ostsee waren jedenfalls noch nie so günstig wie heute. Es gibt viele Gemeindeparterschaften, es gibt gute Verbindungen zwischen den Theologischen Fakultäten der Ostseestaaten. Es gibt bedeutende ökumenische Netzwerke, wie z.B. die Gemeinschaft der Kirchen, die 1992 die Gemeinsame Feststellung von Porvoo unterzeichnet haben, mit der die Britischen und Irischen Anglikanischen Kirchen näher an die Ostsee gerückt sind. Auch die Idee einer baltischen Kirchenkonferenz ist nicht einfach aus der Luft gegriffen.

In der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Europa ist die grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Kirchen in den verschiedenen Regionen Europas von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wichtiger geworden. Ein wichtiges Forum der Zusammenarbeit bilden die sogenannten Regionalgruppen, in den sich Vertreterinnen und Vertreter aus den Kirchen der Region wenigstens einmal im Jahr zu Konsultationen und gemeinsamen Projekten treffen. Daraus ergeben sich ganz konkrete Möglichkeiten und gangbare Schritte. Von Anfang an gab es die

Südosteuropagruppe, die 25 Kirchen aus 14 Ländern umfaßt und vor 1989 eine stabile Brücke über den Eisernen Vorhang bildete. In der Nordwesteuropagruppe arbeiten 12 Kirchen aus den Beneluxländern, Frankreich und Nordwestdeutschland zusammen. Im vorigen Jahr ist mit der traditionsreichen Konferenz der Kirchen am Rhein der GEKE eine weitere Regionalgruppe zugewachsen.

Was uns bis heute fehlt, ist eine nordeuropäische Regionalgruppe. Noch in den 1980er Jahren existierte die Regionalgruppe „Kopenhagen“, in der die beteiligten Kirchen intensiv theologisch gearbeitet und manchen wertvollen Impuls für die Leuenberger Kirchengemeinschaft entwickelt haben. An diese Tradition könnte gut angeknüpft werden. Vor zwei Jahren haben die Dänen die Wiederbelebung dieser Regionalgruppe vorgeschlagen, und als der Rat der GEKE vor wenigen Wochen in Oslo tagte, ist die Idee erneut lebhaft befürwortet worden. In dieser gestaltungsoffenen Situation könnte es zu einer Herausforderung für die evangelische Kirche im Norden werden, sich aktiv an der Neugründung der Regionalgruppe „Kopenhagen“ zu beteiligen. Ja, es wäre sogar vorstellbar, dass sie mit ihren Erfahrungen im Brückenbauen gemeinsam mit den Dänen Schrittmacherdienste für die Entwicklung einer engeren Zusammenarbeit aller evangelischen Kirchen und Gemeinden im Norden leisten könnte. Die Wiedererrichtung der Regionalgruppe „Kopenhagen“ wäre dazu ein erster, wichtiger Schritt.

Vor einer Fusion sind die sich verbindenden Partner vor allem mit sich selbst beschäftigt. Das kann – nach menschlichem Ermessen – auch gar nicht anders sein. Aber gerade deshalb ist der *andere* Blick, die Wahrnehmung von außen wichtig. Die Erwartungen, die andere mit den vor Ihnen liegenden Entscheidungen und Schritten verbinden, sollten Sie nicht übersehen. Sie dienen mit Ihrem Entschluss nicht nur Ihrer Gemeinschaft. Sie dienen damit auch der Gemeinschaft mit Ihren Nachbarkirchen und damit der Kirchengemeinschaft der evangelischen Kirchen und Gemeinschaft der Kirchen in der Ökumene. Wenn aus kirchliche Partnerschaften eine partnerschaftlichen Kirche entsteht, dann freuen sich auch die anderen. Diese anderen begleiten Ihren Weg mit großen Erwartungen. Das sollten Sie einfach wissen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.